

## **halle 6**

### **galerie christine hölz**

#### **Wasseratem schöpfen**

*Da bildete der Ewige, Gott, den Menschen aus Staub von dem Erdboden, und blies in seine Nase Hauch des Lebens, und es ward der Mensch zu einem Leben-Atmenden.* So schildert es die Genesis.

Der Atem des Schöpfers beseelt die Materie. Geraten wir außer Atem, bitten wir um ein wenig Rast, neuen Atem schöpfen zu können. In solchen Wendungen erinnert die Sprache uns eindringlich an unserer Herkunft.

Adam, der Leben-Atmende, ruft die Dinge beim Namen. Der Schöpfung noch nah und verbunden, atmet Adam das Wesen der Natur ein und spricht es aus. Seine Sprache ist konkret – fern jeder Abstraktion.

Jäh durchtrennt der Sündenfall die ursprüngliche Verbundenheit. Zur Erkenntnis gelangt, was gut und böse bedeuten, verlieren Adam und Eva schlagartig ihre Unschuld. Ihr Blick, von nun an moralisch geführt, verändert ihre Wahrnehmung. Was ist geschehen? Wer zwischen gut und böse zu scheiden weiß, der denkt abstrakt. Das lateinische Wort bedeutet ‚absondern‘, ‚von etwas abziehen‘ – denn abgelöst von den Merkmalen sinnlicher Wahrnehmung oder anschaulicher Vorstellbarkeit wird etwas als selbständig gedacht.

Mit der stillen Verbundenheit ist es nunmehr vorbei, fragendes Suchen beherrscht fortan die Orientierung und ihr vornehmstes Instrument: die Sprache.

Wasser schöpfen, Atem schöpfen – solch unsichtbare Wurzeln halten Verbindung zur ursprünglichen Nähe, die uns an der Oberfläche längst entgangen ist.

Manchmal scheint aus den alten Verknüpfungen der Sprache das Verlorene ein Stückweit auf und präsentiert ein verschollenes Verständnis. Fällt es uns auf, dann fühlen wir uns seltsam berührt, denn blitzartig offenbart sich Verschüttetes und läßt uns etwas von den verloren Zusammenhängen ahnen.

Auch die Kunst vermag solche Brücken aus scheinbar Fast-nichts zu schlagen und ins Erscheinen zu rücken, was uns sonst nicht mehr begegnet.

Wie ein Fisch im Wasser – sagt der Volksmund von einem, der sich in seinem Element wohl fühlt. Dann zählt der Maler Chen Yun Wang zu den Lungenfischen und ist von jener seltenen Art, die durch Lungen und Kiemen gleichermaßen atmen können. Über und unter Wasser zu Hause, zeigt er höchstes Interesse an bewegten Momenten. Seine Bilder führen inter-esse, mitten unter das Seiende, wie es das lateinische Wort rundheraus sagt.

Wang malt das atmende Leben, und das Wasser hilft ihm dabei. Zu allen Zeiten und quer durch die Kulturen waren Menschen versucht, des Wassers wandelbares Wesen, das still oder tosend, fließend oder starr und als Dampf gar flüchtig ist, als kapriziöses Ebenbild der eigenen Unruhe und sprunghaften Befindlichkeit anzusehen.

## **halle 6**

### **galerie christine hölz**

„Man kann nicht zweimal in den selben Fluß steigen.“ Faßte der griechische Philosoph Heraklit vor zweieinhalb Jahrtausenden unser Schicksal – mitgerissen vom Wandel der Zeit, nach Halt und Beständigkeit zu suchen – in einem prägnanten Bild zusammen.

„Der Mond im Wasser

Schlug einen Purzelbaum noch

Und trieb dann weiter“ –

dichtete Ryôta, ein Zen-Priester aus Japan, vor gut zweihundert Jahren und führt uns das Unglaubliche vor Augen, das sich auf der bewegten Oberfläche eines nächtlichen Sees zuträgt. Der stille Mond überschlägt sich und flimmert ruhelos auf dem Gesicht des Wassers mit den Wellen fort. Das Wasser hat ihn vom Himmel geholt, um mit ihm zu spielen. Und wir schauen zu.

Wie in den neuen Bildern von Chen Yun Wang verändern Bewegung und Lichtbrechung die Optik, dehnen die Formen, lassen sie zerfließen, sich auflösen, verströmen und stellen unsere festen Vorstellungen von der Welt und den Dingen auf den Kopf. So passiert es, daß das starre Gitter der gefugten Kacheln eines Schwimmbeckens sich unversehens wandelt zu schlängelnden Maschen eines in der Strömung treibenden Netzes. Flugs werden im klaren Naß die Beine des aufrechten Ganges zu elastischen Flossen und geben selbst dem unbeholfenen Schwimmer eine Fischnatur. Der Kopf über dem Wasser ganz angestrenzter Landmensch und der eingetauchte Leib längst schon Wasserwesen. Mit wenigen Linien gebrochenen Lichts läßt Chen Yun Wang das im Schein seiner Kunst geschehen.

Was geht hier vor? Der Maler hält den Atem an und taucht ins Wasser ein. Denn in seinem bevorzugten Element atmet der Lungenfisch durch seine Kiemen und bezieht direkt aus dem Wasser den Stoff für sein gemaltes Leben. So findet er in den Rhythmus des Wassers und schwimmt auf gleicher Wellenlänge davon.

Wer von uns stand noch nicht sinnend am Meeresstrand oder am Ufer eines Flusses und versuchte beharrlich, eine herannahende Welle zu verfolgen? Fest entschlossen sie gar aus dem Ensemble ihrer Vor- und Nachläufer herauszutrennen und isoliert zu betrachten, scheiterte das vermessene Vorhaben jedoch stets kläglich.

Denn eine Welle dringt nicht von außen ins Wasser ein, sondern erhebt sich mitten aus dem Wasser und verliert ihre vorübergehende Erhabenheit über kurz oder lang an es zurück, ohne auch nur die leiseste Spur zu hinterlassen. Das Wasser aber bleibt, vergeht nicht mit ihr, ist in seiner Bewegung vielmehr Ursprung immer neuer Wellen gleicher Vergänglichkeit.

Will man der flüchtigen Erscheinung gewisser werden, darf man nicht von außen an sie herantreten. Wellenreiten genügt nicht. Der Maler mischt Wasser unter die Acrylfarbe, um flüssig arbeiten zu können.

Ob aus dem breiten Quast größer oder dem feinen Haarbüschel kleiner, schmaler Pinsel – in einem Atemzug fließt Farbe auf die Leinwand. Schnell und konzentriert ausgeführt wie bei der Arbeit mit Tusche schießt das Bild zu einer Momentaufnahme angehaltener Bewegung zusammen.

## **halle 6**

### **galerie christine hölz**

Eine Winzigkeit mehr und die Anspannung ist nicht mehr zu halten, quillt über wie ein randvolles Glas Wasser. Doch starke Kohäsionskräfte halten die Dynamik des Übergangs zusammen. Chen Yun Wang zeigt den Moment der Wandlung. In diesem Augenblick braucht es kein Wasser mehr, denn seine Wesen sind vollgesogen damit.

Konsequent verzichtet der Maler in einer Reihe von acht Tafeln mit Menschen im Wasser auf das sie eigentlich umgebende Naß. Er kann darauf zählen, daß die Betrachter es nicht vermissen werden, denn unsichtbar umspült und durchdringt es die Bewegungen der Wasserwesen. Ganz Welle, ganz Mensch – wer will das noch auseinanderhalten? – sind diese längst ineinander.

Den Übergangswesen stellt der Maler ein menschenleeres Panorama gegenüber. In acht Tafeln unterteilt: nichts als Strand, Horizont und Gischt sprühende Brandung.

Ein altes Zen-Gleichnis sagt:

„Solange wir nichts verstehen, sind

Die Berge Berge, das Wasser eben Wasser.

Wenn wir anfangen zu verstehen, sind die

Berge nicht mehr Berge, Wasser nicht Wasser.

Sobald wir verstanden haben, sind die Berge

Wieder Berge, das Wasser ist wieder Wasser.“

Die Bilder von Chen Yun Wang zeigen das Wasser, das Meer, die Blumen, die Fische, den Menschen auf nämliche Weise. Sie sind und bleiben Wasser, Meer, Blume, Fisch und Mensch in ihrer Art. Das Wesen der Dinge entzieht sich nicht, noch verschließt es sich. Zwischen den Dingen und uns gibt es eine Grenze. Und die Übergänge des Verstehens heißen wir Wandlung. Gewandelt sind die Dinge für uns. Verstanden haben wir allerdings erst, lassen wir die Dinge für sich unberührt zurück. Wie ein Fisch im Wasser gibt der Maler uns all das zu sehen. Öffnen wir die Augen!

Ich danke Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit!

Rede von Heinrich Heil anlässlich der Eröffnung der Ausstellung „Atmen“ von Chen Yun Wang am 3. Juli 2005 in der Halle 6 – Galerie Christine Hölz.

Jedwede Veröffentlichung auch auszugsweise bedarf der Genehmigung des Autors.